

Vom Wandern und Erzählen

1 Meine feuchte kleine Hand in ihrer festen großen. Ich muss immer wieder laufen, um mit ihr Schritt halten zu können. „Oma, nicht so schnell.“

Sofort wird sie langsamer, lächelt zu mir herunter. „Bald schon wirst du gleich schnell wie ich sein. Und eines Tages wirst du mich abhängen und auf mich warten müssen.“

Das kann ich mir nicht vorstellen. Doch mir bleibt keine Zeit darüber nachzudenken, denn Oma deutet auf ein Haus in diesem mir fremden Dorf. Dort habe bis vor kurzem ein Großgroßcousin von ihr gewohnt. Und er sei ein Schauspieler in Hollywood gewesen. „In so einem amerikanischen Film, weißt du?“ Ihr Ton sagt mir, dass ich beeindruckt sein soll. Also bin ich es. Wir haben berühmte Verwandte.

„Oma, die Geschichte. Bitte erzähl mir die Geschichte.“

„Welche Geschichte?“, fragt sie, doch ich erkenne am Lachen in ihrer Stimme, dass sie genau weiß, welche ich meine.

Dennoch erkläre ich zur Sicherheit: „Die von dem Milchmann.“

Sie drückt meine Hand und erzählt – von dem armen Mädchen, das in ein fernes Land geschickt wurde, um dort in einem riesigen Haus am Meer als Stubenmädchen Dienst zu tun. Es fühlte sich einsam, denn es konnte die Sprache dieses Landes nicht. Es lernte sie nur über Hören und Ausprobieren. Manchmal saß es am Strand und weinte Tränen voll Heimweh in den Sand. Aber es gab auch Dinge, die der jungen Frau gefielen. So gab es in diesem Land genug zu essen. Sie wagte es kaum, von den Köstlichkeiten nach Hause zu schreiben. Denn obwohl ihre Verwandten durchwegs Bauern waren, fielen deren Mahlzeiten wesentlich karger aus als bei ihren Dienstherrn. Vor allem zu Weihnachten waren ihr die Augen übergegangen. Riesige Truthähne mit Kastanien gestopft, auch für die Dienstboten, danach eine Art Pudding aus Dörrobst und vieles mehr bogen die Tische durch. Es gefiel ihr, dass jeden Samstag nach der Teezeit das Personal unter sich war und zu daheim verpönter amerikanischer Musik tanzte und Spaß hatte. Und nach einem Jahr gefiel ihr vor allem, dass sie am Morgen für das Hereinholen der Milchflaschen zuständig war. Denn die wurden von einem jungen Mann gebracht, der nicht nur blitzblaue Augen und strohblondes Haar hatte, sondern auch ein Lächeln, das mit den Sonnenstrahlen konkurrierte. Nach einem Monat erfuhr sie seinen Namen: Harold. Nach einem weiteren Monat rollte er sich eine Zigarette und erzählte ihr von seiner Familie im Nordosten des Landes. Nach einem halben Jahr lud er sie zum samstäglichem Tanz im Dorf ein.

Oma stoppt die Erzählung, wie jedes Mal weit vor dem Finale, und klopft an der Tür meiner Uroma, deren Gehöft das Ziel unseres drei Kilometer langen Fußmarsches ist.

2 Meine Oma hängt das Geschirrtuch auf und sieht mich an. Ich nicke. Wir schlüpfen in unsere Sandalen, sie packt eine Tasche und eine Schere ein. Ohne uns abzusprechen, schlagen wir den Weg zur Traisen ein. Während wir flott ausschreiten, erzähle ich ihr von meinem Kummer, dass meine beste Freundin den anderen Schulzweig gewählt hat. Ich werde sie im Herbst nur mehr bei den Schulbusfahrten sehen und nicht mehr im Klassenzimmer.

„Aber doch auch am Nachmittag und am Wochenende. Ihr werdet immer Freundinnen bleiben, wirst sehen.“

Ich will ihr glauben. Wir erreichen den Fluss. Die Wiesen stehen in voller Blüte. Pflanze um Pflanze klärt sie mich auf, gegen welches Wehwehchen sie eingesetzt werden kann. Liebevoll streichelt sie eine Wegwarte. „Aus einer Verwandten von ihr haben wir immer Kaffee gemacht.“ Doch heute gilt ihr Begehrt dem Johanniskraut. In Öl eingelegt und in der Sonne gereift, entsteht ein Mittel gegen Sonnenbrand. Und während sie schneidet und schneidet, erzählt sie die Geschichte von dem Mann, der glücklich mit seiner Frau und seinen drei Kindern seine Mühle betrieb, bis ihm ein Blitzschlag sein Weib nahm. Er wurde unendlich traurig, kümmerte sich um nichts mehr, auch nicht um seine Kinder, die schon bald im Wald nach Beeren suchen mussten, weil sie ganz dicke Bäuche vor Hunger bekamen. Doch im Winter fanden sie nichts, und so knieten sie nieder und flehten die Jungfrau Maria um Hilfe an. Da kam eine Frau des Weges, bunt gekleidet und mit den Augen ihrer Mutter, und sie zeigte ihnen ein Kraut, das da plötzlich mitten im Schnee blühte. Sie gab ihnen Anweisungen, wie sie damit verfahren sollten, woran sich die Kinder auch brav hielten. Von dem Sud gaben sie dem Vater zu trinken und er konnte wieder lachen und arbeiten. Glücklich lebten sie bis an ihr Lebensende.

Ich kenne das Märchen nicht, ich bin mir sicher, dass sie es in diesem Moment erfunden hat. Ich finde es irgendwie peinlich, in meinem Alter noch Märchen erzählt zu bekommen.

Ich liebe es.

3 Meine Oma deutet lächelnd zum Plafond. Einmal mehr bestaunen wir den riesigen Kristallluster. Seine Steine funkeln in allen Farben des Regenbogens, jetzt dämmern sie zu Orange, um schließlich vom Bühnenlicht bestrahlte weiße Flecken zu werden. Ich tauche ein in die Geschichte vom Prinzen und dem Schwanenmädchen. Bei der eineinhalbstündigen Busfahrt nach Hause bin ich traurig, dass der wunderschöne Abend wieder einmal viel zu schnell vorbeigegangen ist, erst in einem halben Jahr geht es erneut zu einem Theaterbesuch in die Hauptstadt. Und ich bin meiner Oma unendlich dankbar dafür. Denn erst vor zwei Tagen habe ich einen Streit zwischen ihr und Opa belauscht. Er hat ihr vorgeworfen, dass dieses

Abonnement zu viel kostet. Doch Oma blieb stur. Es sei ihr eigenes hart verdientes Geld, und es sei gut für das Kind. Dem mochte Opa nicht widersprechen.

Sie klopft mit den Fingern auf die Schenkel. Ich erkenne die Melodie des Tanzes der kleinen Schwäne. Ich mache es Oma nach. Wir lächeln und schunkeln. Und plötzlich bin ich wieder ganz klein, liege bei ihr im Bett, und sie spielt mit ihren Zehen, die sie allesamt einzeln bewegen kann, Theater.

Ich drücke mich an sie, sie legt den Arm um mich, fragt flüsternd, damit es die anderen Fahrgäste nicht hören: „Mit welchen Blumen ist dein Hochzeitskleid geschmückt?“

„Margeriten.“

„*Ich mag ihn, den Monat Juni im Jahr – mit seinen üppigen Wiesen, aus deren Halmen die weißen Blüten der Margeriten lugen*“, zitiert sie ein Gedicht von sich.

„Und hast du jetzt schon Leute gefunden, die auch Geschichten mögen?“

„Ja, ich gründe einen Verein. Einen Kreis für Menschen, die gern schreiben.“

Ich bin stolz auf meine Oma.

4 Meine Oma kündigt mich an und lächelt mir zu. Ich bin wie gelähmt. Und ich rede mir ein, dass es doch nichts anderes ist als das Vorlesen eines Schulaufsatzes, was ich schon unzählige Male gemacht habe.

Aber natürlich ist es etwas anderes, denn ich soll ihrem Literarischen Kreis ein selbst geschriebenes Gedicht vortragen. Hier schreiben alle, und zwar schon lange. Sie werden mich in Grund und Boden kritisieren, auch wenn das nicht üblich ist, aber bei mir werden sie es tun. Ich studiere jedes einzelne Gesicht des Feindes.

Und während ich meine Mappe aufschlage, während ich mich scheinbar in die richtige Position setze, sehe ich plötzlich Romy Schneiders Lächeln vor mir. Ich bete diese Frau an, und nun ist sie tot. Ich habe es noch niemandem gesagt, aber ich möchte in ihre Fußstapfen treten. Ich werde Schauspielerin. Ganz sicher bin ich mir, seitdem ich vor kurzem im Volkstheater in Wien *Kabale und Liebe* gesehen habe. Schlusszene, quer über die Bühne ein übermannshoher Spiegel, parallel davor alle zwanzig Zentimeter eine Kerze, sie ganz in Weiß, er in schwarzer Hose und weißem Hemd. Das will ich. Ich will Geschichten leben und erzählen.

Heute und hier ist der Beginn. Ich hole Luft. *Die Muscheln auf dem Stein, die vom Wind getriebenen Schneeflocken im Gesicht, was will ich?* Ich falle in den Fluss der Worte, als ich ende, ist mir heiß und kalt zugleich.

Oma lächelt mich stolz an.

5 Da drin liegt nicht meine Oma. Der Sarg ist viel zu klein, bestenfalls für eine Zwergin geschreinert. Meine Oma war definitiv viel größer. Die Unmenge an Menschen lenkt mich von dem Rätsel ab. Die halbe Stadt scheint zu dem Begräbnis gekommen zu sein. Unzählige schüttelnde Hände und jammernde Münder hüllen mich in dickes Beileid. Meine Oma war ihr Leben lang Mitglied im Kirchenchor, dennoch sind die Worte des Pfarrers seltsam glattgeschliffen, sie erscheinen mir abstrus. Der Trauermarsch durch die Stadt katapultiert mich in einen Film von Fellini, das Loch am Friedhof in ein Schauermärchen von Wes Craven.

Ich beschließe, dass mich das alles nichts angeht. Meine Oma ist nicht tot, kann nicht tot sein. Erst im Sommer vor einem Jahr waren wir doch gemeinsam mit meiner Mutter auf großer Reise. Das Dreimäderlhaus bekam Lachkrämpfe beim Scheitern mit der Hummerzange und beim Tritt in einen Hundehaufen bei Sonnenaufgang. Es genoss den Atlantik und verfiel dem Genuss von Crêpes.

Und seit damals weiß ich auch, dass die Geschichte vom Milchmann gar kein Ende hat, weil es durch Hitlers Politik verhindert wurde. Meine Oma musste als Ausländerin die Villa auf der Kanalinsel verlassen, bevor es zu mehr als einem schüchternen Kuss kam. Aber wir beide könnten dieser Geschichte doch einfach ein Happy End verpassen! Wir könnten einmal mehr den Fluss abmarschieren und Märchen erfinden. Es kann nicht vorbei sein. Meine Oma will nicht gehen, das weiß ich.

*Leben,
einfach wieder leben können!
Mit jedem Pulsschlag
bewußt
das Dasein spüren.
Die Welt
erneut wahrnehmen,
das Glück fühlen,
wieder ein Mensch zu sein,
und in Demut
vor dem Herrn sich neigen.*

So hat sie noch vor sieben Monaten geschrieben, nicht mehr selbst vorgetragen, aber veröffentlicht in der Nachlese ihres heiß geliebten Literarischen Kreises.

Der ihrer nun mit einem Vorleseabend gedenken will. Es ist eine Frage der Ehre für mich, daran teilzunehmen, obwohl ich nichts spüre. Der Tag war bislang ein einziger schlechter Film. Ich starre in die Kerze, auf das Foto von ihr, das danebensteht. Und ohne Vorwarnung höre ich

ihre Stimme, die ein Gedicht vorträgt. Sie kommt vom Band. Sie dröhnt in meinem Kopf. Sie tröpfelt auf mich herab, meine kleine Hand in Omas großer. Ich werde nun nie mehr feststellen, ob ich einst wirklich schneller gehe als sie.

Ich breche zusammen.

Epilog. Ich eröffne den Opernball und will meiner Oma erzählen, dass ich nun unter dem großen Kristallluster tanzen werde. Doch sie ist seit vier Monaten tot. Meine Mutter bastelt mir eine Frisur. Sie entdeckt eine weiße Strähne in meinem Haar. Sie ist vier Zentimeter lang. Ich lächle meine Oma an.